Kultur der Digitalität

Felix Stalder

edition suhrkamp

SV

Referentialität, Gemeinschaftlichkeit und Algorithmizität sind die charakteristischen Formen der Kultur der Digitalität, in der sich immer mehr Menschen auf immer mehr Feldern und mithilfe immer komplexerer Technologien an der Verhandlung von sozialer Bedeutung beteiligen (müssen). Sie reagieren so auf die Herausforderungen einer chaotischen, überbordenden Informationssphäre und tragen zu deren weiterer Ausbreitung bei. Dies bringt alte kulturelle Ordnungen zum Einsturz und neue sind bereits deutlich auszumachen. Felix Stalder beleuchtet die historischen Wurzeln wie auch die politischen Konsequenzen dieser Entwicklung. Die Zukunft, so sein Fazit, ist offen. Unser Handeln bestimmt, ob wir in einer postdemokratischen Welt der Überwachung und der Wissensmonopole oder in einer Kultur der Commons und der Partizipation leben werden.

Felix Stalder

Kultur der Digitalität

Suhrkamp

2. Auflage 2017

Erste Auflage 2016
edition suhrkamp 2679
Originalausgabe
© Suhrkamp Verlag Berlin 2016
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrun
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-12679-0

Inhalt

Einleitung: Nach dem Ende der Gutenberg-Galaxis . . 7

1. Wege in die Digitalität 21
Die Erweiterung der sozialen Basis der Kultur 22
Die Kulturalisierung der Welt 58
Die Technologisierung der Kultur 68
Von den Rändern ins Zentrum der Gesellschaft . . . 92

2. Formen der Digitalität 95
Referentialität 96
Gemeinschaftlichkeit 129
Algorithmizität 164

3. Richtungen des Politischen in der Digitalität 203
Postdemokratie 206
Commons 245
Wider die Alternativlosigkeit 279

Dank 282

Einleitung: Nach dem Ende der Gutenberg-Galaxis

Die Show dauerte schon länger als drei Stunden, aber das störte niemanden. Im Gegenteil. Die Spannung im Saal näherte sich gerade dem Höhepunkt, die Einschaltquoten waren hoch. 195 Millionen Fernsehzuschauer in ganz Europa verfolgten das Spektakel, und die sozialen Massenmedien kamen nun erst richtig in Schwung. Über den Kurznachrichtendienst Twitter wurden mehr als 47 000 Meldungen pro Minute mit dem Hashtag #Eurovision verschickt.[1] Kurz nach Mitternacht stand es dann fest: Conchita Wurst, die glamouröse Diva mit Bart, war die Gewinnerin des Eurovision Song Contests 2014. Jubel brach aus, das Publikum feierte die Siegerin, aber auch sich selbst. Längst war es nicht mehr darum gegangen, bloß eine weitere Runde des in die Jahre gekommenen Fernsehformats (»This is Ljubljana calling!«) abzuliefern. Vielmehr galt es, ein Zeichen zu setzen: für Toleranz, gegen Homophobie, für Vielfalt und das Recht jedes Einzelnen, sich selbst zu definieren. Und Europa setzte dieses Zeichen, mitten in der Krise, trotz Anfeindungen und düsterem Geraune über Dekadenz, Kulturzerfall und Gayropa. »We are unity. And we are unstoppable!«, verkündigte dann auch die sichtlich bewegte Österreicherin,

1 Biddle, Dan (2014), »Five million tweets for #Eurovision 2014«, blog.twitter.com, 11.05. (online). Ich verzichte bei Onlinequellen auf die Nennung der vollständigen URL. Das Internet ist keine Bibliothek, und Adressen (und die Dokumente, zu denen diese Adressen führen) sind strukturell instabil. Anstatt lange Adressen abzutippen, ist es oftmals zielführender, den Titel eines Dokuments in eine Suchmaschine einzugeben.

als sie mit weichen Knien wieder die Bühne betrat, um die Siegestrophäe in Empfang zu nehmen.

Der Performerin war es gelungen, mit einer ästhetisch überzeugenden Inszenierung mächtige Sehnsüchte nach Überwindung verbrauchter Konventionen, nach persönlicher Selbsterfindung und Gemeinschaft zu mobilisieren. Und dies durch eine Figur, die im Mainstream noch vor Kurzem als paradox und abartig gegolten hätte, inzwischen aber auch dort verstanden wurde: attraktiv jenseits der Dichotomie von Mann und Frau, explizit künstlich und doch überaus authentisch. Auch formal war ihr Auftritt scheinbar paradox: äußerst fokussiert und ganz offen. Als einer der wenigen Acts stand sie alleine auf der Bühne, sie bewegte sich kaum und bot dem Publikum dennoch eine Fülle an Möglichkeiten, selbstbestimmt teilzuhaben und das Motto des Contests (»Join Us!«) wirklich zu leben. Der ursprünglich so provokante Bart verwandelte sich noch während der Proben in ein frei schwebendes Symbol, das sich das Publikum in verschiedensten Formen zu eigen machte. Männer und Frauen malten sich Bärte im Stil der Wurst an, Zeitungen druckten Bärte zum Ausschneiden, Fans häkelten Bärte, und nicht nur die Kaiserin Sissi bekam per Photoshop einen Bart verpasst, auch der holländische König Willem-Alexander speiste das offizielle Porträt seiner Gattin, Königin Máxima, mit täuschend echter Gesichtsbehaarung per Twitter in den Strudel der Kommunikation ein. Dieser Abend vermittelte auf der ganz großen Bühne einen Eindruck davon, wie stark sich Kultur in Europa – sowohl in Bezug auf Inhalte wie auch auf die Formen ihrer Verhandlung – in den letzten Jahren verändert hatte. Was lange ausschließlich in subkulturellen Nischen beheimatet war, etwa die Verflüssigung von Geschlechteridentitäten, Appropriation als Kulturtechnik oder das Zusammenfallen von Rezeption und Produktion, zeigte

sich jetzt als Teil des Mainstreams. Sogar vor den Fernsehern konstituierte sich dieser Mainstream nicht mehr nur als privates Publikum, sondern als Vielzahl singulärer Produzenten, deren vernetztes Handeln – vor Ort und in den sozialen Massenmedien – dem Ereignis erst die spezifische Bedeutung als Moment der kollektiven Selbstwahrnehmung verlieh.

Bereits vor einem halben Jahrhundert hat Marshall M. Luhan das Ende der Moderne als kultureller Epoche ausgerufen, die er, mit Verweis auf die gedruckte Schrift als prägendes Medium, die Gutenberg-Galaxis nannte. Was damals noch abstrakte medienwissenschaftliche Spekulation war, erleben wir heute als konkrete Realität des Alltags. Mehr noch, wir können weit über diesen Befund hinausgehen. Denn es lässt sich nicht nur konstatieren, dass alte kulturelle Formen, Institutionen und Gewissheiten erodieren, sondern auch, dass sich neue herausbilden, deren Konturen schon recht deutlich zu erkennen sind, nicht mehr nur in Nischen, sondern in der Mitte der Gesellschaft. So erweiterte Facebook kurz vor Conchitas Triumph die Optionen für die Wahl der Geschlechtsidentität für seine mehr als eine Milliarde Nutzer – von zwei auf sechzig. Neben »Mann« und »Frau« stehen zum Beispiel den Usern der deutschen Seite jetzt folgende Kategorien zur Verfügung:

> androgyner Mensch, androgyn, bigender, weiblich, Frau zu Mann (FzM), gender variabel, genderqueer, intersexuell (auch inter*), männlich, Mann zu Frau (MzF), weder noch, geschlechtslos, nicht-binär, weitere, Pangender, Pangeschlecht, trans, transweiblich, transmännlich, Transmann, Transmensch, Transfrau, trans*, trans* weiblich, trans* männlich, Trans* Mann, Trans* Mensch, Trans* Frau, transfeminin, Transgender, transgender weiblich, transgender männlich, Transgender Mann, Transgender Mensch, Transgender Frau, transmaskulin, transsexuell, weiblich-transsexuell, männlich-transsexuell, transsexueller Mann, transsexuelle Person, transsexuelle Frau, Inter*, Inter*

weiblich, Inter* männlich, Inter* Mann, Inter* Frau, Inter* Mensch, intergender, intergeschlechtlich, zweigeschlechtlich, Zwitter, Hermaphrodit, Two Spirit, drittes Geschlecht, Viertes Geschlecht, XY-Frau, Butch, Femme, Drag, Transvestit, Cross-Gender.

Diese enorme Vervielfältigung der kulturellen Möglichkeiten ist ein Ausdruck dessen, was ich im Folgenden als Kultur der Digitalität bezeichne. Deren immer stärkere Präsenz im Alltag findet nicht überall Anklang, sondern löst auch Wellen der Nostalgie, diffuser Ressentiments und intellektueller Panik aus. Konservative und reaktionäre Bewegungen, die sich gegen den Wandel stemmen und die alten Zustände bewahren oder gar wiederherstellen wollen, verzeichnen Zulauf. So wurde etwa, ebenfalls 2014, in Baden-Württemberg ein heftiger Kulturkampf darüber geführt, welche Formen von Partnerschaft im Sexualkundeunterricht positive Erwähnung finden dürfen. Stein des Anstoßes war ein Ende 2013 vom Kultusministerium des Landes vorgelegtes Arbeitspapier.[2] Es sah unter anderem vor, dass sich Schüler »unter dem Gesichtspunkt der Akzeptanz sexueller Vielfalt« mit der »eigenen geschlechtlichen Identität und Orientierung auseinandersetzen« sollten. In einer wesentlich über die sozialen Massenmedien organisierten Kampagne wurden innerhalb kurzer Zeit knapp 200 000 Unterschriften gegen die Vorschläge gesammelt und dem Petitionsausschuss des Landtags übergeben. Die Landesregierung legte daraufhin das Vorhaben erst mal auf Eis. Doch wenn die in diesem Buch entwickelte Analyse zutrifft, dann wird dieses Eis über kurz oder lang schmelzen.

Die Entstehung und Ausbreitung der Kultur der Digitalität

2 Das Arbeitspapier »Bildungsplanreform 2015/16 – Verankerung von Leitprinzipien« ist online auf dem Kultusportal des Landes Baden-Württemberg verfügbar.

ist die Folge eines weitreichenden, unumkehrbaren gesellschaftlichen Wandels, dessen Anfänge teilweise bis ins 19. Jahrhundert zurückreichen. Seit den sechziger Jahren hat er sich jedoch massiv beschleunigt und immer weitere Kreise der Gesellschaft erfasst. Immer mehr Menschen beteiligen sich an kulturellen Prozessen, immer weitere Dimensionen der Existenz werden zu Feldern kultureller Auseinandersetzungen, und soziales Handeln wird in zunehmend komplexere Technologien eingebettet, ohne die diese Prozesse kaum zu denken und schon gar nicht zu bewerkstelligen wären. Die Anzahl konkurrierender kultureller Projekte, Werke, Referenzpunkte und -systeme steigt rasant an, was wiederum eine sich zuspitzende Krise der etablierten Formen und Institutionen der Kultur ausgelöst hat, die nicht darauf ausgerichtet sind, mit dieser Flut an Bedeutungsansprüchen umzugehen. Ungefähr seit dem Jahr 2000 verbinden sich viele der bis dahin voneinander unabhängigen Entwicklungen, verstärken und verändern sich und bilden nun eine neue kulturelle Konstellation, welche weite Teile der Gesellschaft umfasst – eine neue Galaxis, wie McLuhan vielleicht sagen würde.[3] Heute können wir relativ klar erkennen, welche spezifischen Formen sie als Ganze kennzeichnen und wie diese Formen neue, widersprüchliche und konfliktreiche politische Dynamiken prägen.

Diese These, die nur in Bezug auf die kulturelle Entwicklung des (transatlantischen) Westens Relevanz beansprucht, entfalte ich in drei Kapiteln. Im ersten zeichne ich die *histori-*

3 Wolfgang Coy schlug bereits 1995 als Fortführung der McLuhan'schen Metapher den Begriff der »Turing Galaxis« vor. Dieser hat sich aber nicht durchgesetzt (Coy, Wolfgang [1995], »Von der Gutenbergschen zur Turingschen Galaxis: Jenseits von Buchdruck und Fernsehen«, Einleitung zu: McLuhan, Marshall, *Die Gutenberg-Galaxis. Das Ende des Buchzeitalters*, Köln: Addison-Wesley).

schen Entwicklungen nach, welche diesen quantitativen wie qualitativen Wandel hervorgebracht haben und zur Krise der Institutionen der Gutenberg-Galaxis führten, die das letzte Drittel des 20. Jahrhunderts bestimmte.[4] Die Verbreiterung der sozialen Basis kultureller Prozesse wird zurückgeführt auf Veränderungen der Arbeitswelt, auf die Selbstermächtigung marginalisierter Gruppen und die Auflösung der kulturellen Geografie von Zentrum und Peripherie. Die Ausweitung der Felder der Kultur wird anhand des Aufstiegs des Designs zur kreativen Generaldisziplin in den Blick genommen. Die wachsende Bedeutung komplexer Technologien als Grundlage des Alltags wird über die Entstehung unabhängiger Medien und die Entwicklung des Internets hin zu einem Massenmedium verfolgt. Diese Prozesse, die zunächst parallel und unabhängig voneinander verliefen und als einzelne möglicherweise reversibel gewesen wären, sind heute miteinander verschränkt und als kohärente Kultur der Digitalität gesellschaftlich dominant. Das zweite Kapitel arbeitet aus einer *kultur- und medienwissenschaftlichen* Perspektive bereits erkennbare Eigenschaften der neuen Kultur heraus. Im Vordergrund steht dabei die Analyse der Formen, das heißt die Frage nach dem »Wie« der kulturellen Praktiken. Es sind allgemein verbreitete, spezi-

4 Folgt man der Analyse des spanischen Soziologen Manuel Castells, dann trat diese Krise in den hochentwickelten kapitalistischen und realsozialistischen Gesellschaften ungefähr gleichzeitig und aus einem vergleichbaren Grund auf: Das Paradigma des »Industrialismus« hatte die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit erreicht. Im Gegensatz zu den kapitalistischen Gesellschaften, die flexibel genug waren, um die Krise zu meistern und ihre Wirtschaft neu auszurichten, versank der Realsozialismus in den siebziger und achtziger Jahren in Stagnation, bis er schließlich beim verspäteten Versuch, sich doch noch zu reformieren, zusammenbrach (Castells, Manuel [2003], *Das Informationszeitalter*, Bd. 3, *Jahrtausendwende*, Opladen: Leske + Budrich, Kap. 1).

fische Formen der Kultur, des Austauschs und Ausdrucks über viele inhaltliche, soziale und lokale Differenzen hinweg, die es überhaupt ermöglichen, von der Kultur der Digitalität im Singular zu sprechen. Drei solche Formen sind besonders charakteristisch: *Referentialität*, also die Nutzung bestehenden kulturellen Materials für die eigene Produktion, ist eine zentrale Eigenschaft vieler Verfahren, mit denen sich Menschen in kulturelle Prozesse einschreiben. Im Kontext einer nicht zu überblickenden Masse von instabilen und bedeutungsoffenen Bezugspunkten werden Auswählen und Zusammenführen zu basalen Akten der Bedeutungsproduktion und Selbstkonstitution. *Gemeinschaftlichkeit* ist die zweite Eigenschaft, die diese Prozesse kennzeichnet. Nur über einen kollektiv getragenen Referenzrahmen können Bedeutungen stabilisiert, Handlungsoptionen generiert und Ressourcen zugänglich gemacht werden. Dabei entstehen gemeinschaftliche Formationen, die selbstbezogene Welten hervorbringen, die unterschiedliche Dimensionen der Existenz – von ästhetischen Präferenzen bis hin zu Methoden der biologischen Reproduktion und den Rhythmen von Raum und Zeit – modulieren. In ihnen wirken Dynamiken der Netzwerkmacht, die Freiwilligkeit und Zwang, Autonomie und Fremdbestimmung in neuer Weise konfigurieren. Die dritte Eigenschaft der neuen kulturellen Landschaft ist ihre *Algorithmizität*, das heißt, sie ist geprägt durch automatisierte Entscheidungsverfahren, die den Informationsüberfluss reduzieren und formen, so dass sich aus den von Maschinen produzierten Datenmengen Informationen gewinnen lassen, die der menschlichen Wahrnehmung zugänglich sind und zu Grundlagen des singulären und gemeinschaftlichen Handelns werden können. Angesichts der von Menschen und Maschinen generierten riesigen Datenmengen wären wir ohne Algorithmen blind.

Das dritte Kapitel rückt *politische Dimensionen* ins Zentrum. Gemeint sind damit Faktoren, welche die im vorhergehenden Kapitel beschriebenen formalen Dimensionen in konkreten sozialen, politischen und ökonomischen Projekten zur Entfaltung bringen. Während ich im ersten Kapitel langfristige, irreversible historische Prozesse und im zweiten allgemeine kulturelle Formen skizziere, die sich aus diesen Veränderungen mit einer gewissen Zwangsläufigkeit ergeben, geht es hier um offene und beeinflussbare Dynamiken. Zwei bereits weit fortgeschrittene politische Tendenzen der Kultur der Digitalität werden kontrastiert: *Postdemokratie* und *Commons*. Beide nehmen die Möglichkeiten, die durch die strukturellen Veränderungen entstanden sind, auf und treiben sie weiter voran, aber in gänzlich unterschiedliche Richtungen. »Postdemokratie« verweist auf Strategien, die der enormen Ausweitung der gesellschaftlichen Kommunikationsfähigkeit mit einer Entkoppelung von Beteiligungs- und Entscheidungsmöglichkeiten entgegentreten: Alle können sich äußern, entschieden wird aber von einigen wenigen. Immer mehr Menschen können und müssen zwar selbstverantwortlich handeln, ohne jedoch auf die Bedingungen, die soziale Textur, unter denen dies geschehen muss, Einfluss nehmen zu können. Die sozialen Massenmedien wie Facebook und Google werden als deutlichste Ausprägung dieser Tendenz in den Blick genommen. Hier wird unter neuen strukturellen Vorgaben eine spezifische Verbindung von Handeln und Denken eingeübt, in der eine Normalisierung des Postdemokratischen stattfindet und die zu dessen ansonsten unerklärlicher Akzeptanz in vielen gesellschaftlichen Bereichen beiträgt. »Commons« meint hingegen Ansätze, neue, umfassende Institutionen zu entwickeln, die nicht nur Beteiligung und Entscheidung direkt miteinander verbinden, sondern die die in der Moderne weitgehend getrennten Sphären des Ökonomischen, Sozialen und Ethischen zusammenführen.

Postdemokratie und Commons lassen sich als zwei politische Entwicklungslinien verstehen, die über die aktuelle Krise liberaler Demokratien hinausweisen und neue politische Projekte darstellen. Das eine kann man als im Kern autoritäres System charakterisieren, das andere als die radikale Erweiterung und Erneuerung der Demokratie von der Repräsentation hin zur Partizipation.

Auch wenn hier mehrere, sehr breite Perspektiven miteinander verknüpft werden, so können doch einige Themen, die man unter dem Titel *Kultur der Digitalität* vielleicht erwartet, nicht behandelt werden. Etwa der Themenkomplex Urheberrecht. Das ist leicht zu erklären. In Bezug auf die neuen Formen, die in diesem Buch im Zentrum stehen, benötigt oder rechtfertigt keine der hier ausgeführten Entwicklungen das Urheberrecht in seiner heutigen Form. Meine Überlegungen dazu sind vor Kurzem in einer eigenen Monografie erschienen und sollen hier nicht noch einmal wiederholt werden.[5] Auch ist zum Thema der Privatsphäre wenig zu finden. Nicht weil ich die Auffassung der Vertreter der »Post-Privacy« teilen würde, es sei besser, einfach alle persönliche Informationen für alle zur Verfügung zu stellen. Im Gegenteil, diese Position erscheint mir oberflächlich und naiv. Die politische Funktion der Privatsphäre – die Sicherung einer gewissen Autonomie des Einzelnen gegenüber mächtigen Institutionen – beruht jedoch auf konzeptuellen Grundlagen, die angesichts der im Nachfolgenden beschriebenen Entwicklungen dringend erneuert werden müssen. Dies zu leisten würde den Rahmen

5 Stalder, Felix (2014), *Der Autor am Ende der Gutenberg Galaxis*, Zürich: Buch & Netz.

dieses Buches eindeutig sprengen.[6] Bevor ich mit dem ersten Kapitel beginne, muss ich noch kurz die möglicherweise unorthodoxe Fassung der zentralen Begriffe – »Kultur« und »Digitalität« – erläutern. Als Kultur werden im Folgenden all jene Prozesse bezeichnet, in denen soziale Bedeutung, also die normative Dimension der Existenz, durch singuläre und kollektive Handlungen explizit oder implizit verhandelt und realisiert wird. Bedeutung manifestiert sich aber nicht nur in Zeichen und Symbolen, sondern die sie hervorbringenden und von ihr inspirierten Praktiken verdichten sich in Artefakten, Institutionen und Lebenswelten. Mit anderen Worten, Kultur ist nicht symbolisches Beiwerk, kein einfacher Überbau, sondern sie ist handlungsleitend und gesellschaftsformend. Durch Materialisierung und Wiederholung wird Bedeutung, als Anspruch wie als Realität, sichtbar, wirksam und verhandelbar. Menschen können sich unterstützend, ablehnend oder indifferent dazu verhalten. Erst dann, im Austausch in größeren oder kleineren Formationen, entsteht soziale – also von mehreren Personen geteilte – Bedeutung. Produktion und Rezeption sind dabei nicht linear, sondern in Schlaufen geordnet und wechselseitig aufeinander bezogen, soweit diese beiden Momente überhaupt sinnvoll unterschieden werden können. In diesen Prozessen legen die Beteiligten mehr oder minder verbindlich fest, wie sie zu sich selbst, zueinander und zur

6 Als Vorüberlegungen zu diesem Themenkomplex dienten meine Arbeiten »Autonomy and control in the era of post-privacy«, in: *Open* 19 (2010): *Beyond Privacy. New Perspectives on the Private and Public Domains*, S. 78-86 (online), und »Privacy is not the antidote to surveillance«, in: *Surveillance & Society*, September 2002 (online). Zur Diskussion dieser Ansätze siehe van der Velden, Maja (2011), »Personal autonomy in a post-privacy world: A feminist technoscience perspective« (working paper) (online).

Welt stehen und an welchem Referenzrahmen sich ihr Handeln orientieren soll. Dementsprechend ist Kultur nicht etwas Statisches, etwas, das eine Person oder eine Gruppe besitzt, sondern ein Feld der Auseinandersetzung, umstritten und durch die Handlungen vieler dauernd Veränderungen unterworfen, hier mal schneller, dort mal langsamer. Sie ist gekennzeichnet durch ein Neben-, Mit- und Gegeneinander von Prozessen der Auflösung und der Konstitution. Das Feld der Kultur ist von konkurrierenden Machtansprüchen und Machtdispositiven durchzogen. Dies führt zu Konflikten darüber, welche Referenzrahmen für welche Felder und für welche sozialen Gruppen zu gelten haben. In solchen Konflikten verschränken sich Eigen- und Fremdbestimmung bis zu einem Punkt, an dem sich beide Pole gegenseitig konstituieren. Dabei verändern sich die Bedingungen, unter denen geteilte Bedeutung und persönliche Identität hervorgebracht werden müssen.

Diese im weitesten Sinne poststrukturalistische Perspektive dient im Folgenden dazu, Ursachen und Entstehungsbedingungen kultureller Ordnungen und deren Praktiken in den Blick zu nehmen. Hierbei wird Kultur als heterogen und hybrid konzipiert, sie speist sich aus vielen Quellen, wird vorangetrieben von unterschiedlichsten Begehren, Wünschen und Zwängen, und sie mobilisiert die verschiedensten Ressourcen in der Konstituierung von Bedeutung. Die Betonung der Materialität der Kultur kommt auch im Begriff der Digitalität zum Ausdruck. Medien sind Technologien der Relationalität, das heißt, sie erleichtern es, bestimmte Arten von Verbindungen zwischen Menschen und zu Objekten zu schaffen.[7] »Di-

7 Entsprechend sind die neuen sozialen Medien auch Massenmedien, und zwar in dem Sinn, dass sie massenhaft verbreitete Muster sozialer

gitalität« bezeichnet damit jenes Set von Relationen, das heute auf Basis der Infrastruktur digitaler Netzwerke in Produktion, Nutzung und Transformation materieller und immaterieller Güter sowie in der Konstitution und Koordination persönlichen und kollektiven Handelns realisiert wird. Damit soll weniger die Dominanz einer bestimmten Klasse technologischer Artefakte, etwa Computer, ins Zentrum gerückt werden, und noch viel weniger soll das »Digitale« vom »Analogen«, das »Immaterielle« vom »Materiellen« abgegrenzt werden. Auch unter den Bedingungen der Digitalität verschwindet das Analoge nicht, sondern wird neu be- und teilweise sogar aufgewertet. Und das Immaterielle ist nie ohne Materialität, im Gegenteil, die flüchtigen Impulse digitaler Kommunikation beruhen auf globalen, durch und durch materiellen Infrastrukturen, die von den Minen tief unter der Erdoberfläche, in denen Metalle der Seltenen Erden abgebaut werden, bis ins Weltall, wo Satelliten die Erde umkreisen, reichen. Diese sind in der Alltagserfahrung jedoch kaum sichtbar und werden daher oft ignoriert, ohne dass sie deswegen verschwinden oder an Bedeutung verlieren. »Digitalität« verweist also auf historisch neue Möglichkeiten der Konstitution und der Verknüpfung der unterschiedlichsten menschlichen und nichtmenschlichen Akteure. Der Begriff ist mithin nicht auf digitale Medien begrenzt, sondern taucht als relationales Muster überall auf und verändert den Raum der Möglichkeiten vieler Materialien und Akteure. Damit rückt meine Konzeption der Digitalität in die Nähe des Begriffs des »Post-Digitalen«, wie er in kritischen Medienkulturen seit einigen Jahren vermehrt verwendet wird. Auch hier wird die Unterscheidung zwischen »neuen« und

Relationen prägen, die ähnlich gesellschaftsformend wirken, wie es die traditionellen Massenmedien vor ihnen getan haben.

»alten« Medien und der ganze mit ihr verbundene ideologische Ballast, etwa dass das Neue die Zukunft und das Alte die Vergangenheit repräsentiere, abgelehnt. Die ästhetischen Projektionen – Immaterialität, Perfektion und Virtualität –, die nach wie vor das Bild des »Digitalen« bestimmen, werden ebenso verworfen.[8] Vor allem im Hinblick auf diese technoutopische Ästhetik und die mit ihr verbundenen ökonomischen sowie politischen Perspektiven positioniert sich »post-digital« kritisch. Der Begriff, so der Kulturtheoretiker Florian Cramer, verweist darauf, dass »neue ethische und kulturelle Konventionen, die in Internet-Communities und Open-Source-Kulturen zum Mainstream wurden, nun auch in der Herstellung von nichtdigitalen Medienprodukten ebenfalls Anwendung finden«.[9] Cramer benennt damit die Tendenz, dass prozessuale und auf offene Interaktion ausgerichtete Praktiken, die sich zunächst innerhalb der digitalen Medien entwickelten, mittlerweile in immer mehr Kontexten und in immer mehr Materialien auftauchen.[10]

Für die im Folgenden entwickelte Perspektive auf historische, kulturwissenschaftliche und politische Dimensionen ist

8 Cascone, Kim (2002), »The aesthetics of failure. ›Post-digital‹ tendencies in contemporary computer music«, in: *Computer Music Journal* 24/2 (online).

9 Cramer, Florian (2014), »Post-digital media«, in: Andersen, Christian Ulrik, Geoff Cox und Georgios Papadopoulos (Hg.), *Post-Digital Research*, APRJA – *A Peer-Reviewed Journal About_*, 3/1 (online). Alle Zitate aus englischsprachigen Quellen wurden, wenn keine deutschen Übersetzungen vorlagen, vom Autor übersetzt.

10 Im Feld der bildenden Kunst werden ähnliche Überlegungen unter dem Titel »Post-Internet Art« angestellt. Vierkant, Aarnie (2010), »The image object post-internet«, jstchillin.org (Dezember) (online), und Wallace, Ian (2014): »What is post-internet art? Understanding the revolutionary new art movement«, artspace.com, 18.03. (online).

der Begriff des Post-Digitalen jedoch problematisch, denn er braucht den engen Kontext der Medienkunst und deren Technikfixierung, um als Gegenposition lesbar zu werden. Ohne diesen Kontext sind Missverständnisse nicht zu vermeiden, das Präfix »post-« wird oft in dem Sinne gelesen, dass etwas vorbei sei oder dass man zumindest verstanden habe, worum es geht und sich Neuerem zuwenden könne. Das Gegenteil trifft zu. Die meisten langfristig relevanten Entwicklungen nehmen erst jetzt konkrete Form an, nachdem sich digitale Infrastrukturen und die durch sie in den Mainstream gebrachten Praktiken im Alltag breitgemacht haben. Oder wie es der Kommunikationswissenschaftler und Berater Clay Shirky ausdrückt: »Kommunikationsmittel werden erst dann sozial interessant, wenn sie technisch langweilig werden.«[11] Denn erst heute, da die Faszination für die Technologie abgeflaut ist und ihre Versprechungen hohl klingen, werden Kultur und Gesellschaft in einem umfassenden Sinne durch Digitalität geprägt. Vorher galt dies nur für bestimmte, abgrenzbare Bereiche. Diese Hybridisierung und Verfestigung des Digitalen, die Präsenz der Digitalität jenseits der digitalen Medien, verleiht der Kultur der Digitalität ihre Dominanz. In welchen konkreten Realitäten sich diese materialisieren, vollzieht sich in einem offenen Prozess, zu dessen besserem Verständnis dieses Buch beitragen will.

11 Shirky, Clay (2008), *Here Comes Everybody: The Power of Organizing Without Organizations*, New York: Penguin Press, S. 105.

1. Wege in die Digitalität

Viele Autoren interpretieren die neuen kulturellen Realitäten, die heute unseren Alltag prägen, als direkte Folge technologischer Entwicklungen: Das Internet ist schuld! Diese Annahme ist nicht nur empirisch unhaltbar, sondern führt auch zu einer problematischen Einschätzung der aktuellen Situation. Die Apparate werden als »zentrale Akteure« dargestellt, und dies suggeriert, die neuen Technologien hätten eine eigentlich stabile Situation plötzlich umgewälzt. Je nach Position bewertet man das dann als »Segen oder Fluch«.[1] Bei genauer Betrachtung ergibt sich jedoch ein völlig anderes Bild. Etablierte kulturelle Praktiken und gesellschaftliche Institutionen haben schon lange vor den neuen Technologien und den mit ihnen einhergehenden neuen Anforderungen an die Einzelnen viel von ihrer Selbstverständlichkeit und Legitimität verloren. Und die angeblich neuen Arten der Koordination und Kooperation sind so neu auch wieder nicht. Viele von ihnen gibt es schon seit einiger Zeit. Meist hatten sie anfangs mit den Technologien, für die sie dann später relevant werden sollten, gar nichts zu tun. Nur im Nachhinein lassen sich diese Entwicklungen als Anfänge identifizieren, denn vieles von dem, was wir heute als neu oder revolutionär ansehen, wurde am Rande der Gesellschaft, in kulturellen Nischen und ohne dass die dominanten Akteure und Institutionen es beachteten, eingeführt. Die neuen Technologien trafen also auf bereits laufende gesellschaftliche Transformationsprozesse. Sie konnten erst

1 Passig, Kathrin und Sascha Lobo (2012), *Internet: Segen oder Fluch*, Berlin: Rowohlt.

entwickelt werden, nachdem eine Vorstellung formuliert worden war, was mit ihnen möglich sein sollte. Verbreiten konnten sie sich nur dort, wo Bedarf für sie schon vorhanden war. Dieser Bedarf wurde durch soziale, politische und ökonomische Krisen geschaffen, ausgelöst durch die im Gange befindlichen Veränderungen. Die neuen Technologien schienen vielfältige und vielversprechende Antworten auf die drängenden Fragen zu geben, welche diese Krisen aufgeworfen hatten. Es war also eine Kombination aus positiver Vision und Druck, die unterschiedlichste Akteure dazu motivierte, mit teilweise beträchtlichem Aufwand ihr bisheriges Verhalten, die etablierten Prozesse und gewachsenen Institutionen zu verändern. Sie wollten die verschiedenen und teils widersprüchlichen Möglichkeiten, die sie in den neuen Technologien sahen, für ihre eigenen Projekte nutzen. Erst mit diesem Schritt entstand eine neue technologische Infrastruktur.

Dies wiederum schuf die Voraussetzungen dafür, dass vormals unabhängige Entwicklungen sich wechselseitig verschränken konnten, was sie verstärkte und dazu führte, dass sie sich jenseits der ursprünglichen Kontexte, in denen sie entstanden waren, ausbreiten konnten. So rückten sie vom Rand ins Zentrum der Kultur, wurden dominant und verschärften die Krise der bisherigen kulturellen Formen und Institutionen, während sie sich daranmachten, neue zu etablieren.

Die Erweiterung der sozialen Basis der Kultur

Schaut man sich heute Fernsehdiskussionen aus den fünfziger und sechziger Jahren an, fällt einem nicht nur auf, wie genüsslich im Studio geraucht wurde, sondern auch, wie homogen das Teilnehmerspektrum war. Meist sprachen weiße, heteronorm agierende Männer miteinander,[2] die wichtige institutionelle Positionen in den Zentren des Westens innehatten. In der Regel handelte es sich um hochspezialisierte Akteure aus Kultur, Wirtschaft, Wissenschaft und Politik. Vor allem sie waren legitimiert, in der Öffentlichkeit aufzutreten, ihre Meinung zu artikulieren und diese von anderen als relevant anerkannt und diskutiert zu sehen. Sie führten die wichtigen Debatten ihrer Zeit. Andere Akteure und deren abweichende Positionen, die es natürlich immer gab, wurden mit wenigen Ausnahmen entweder als unschicklich, inkompetent, pervers, irrelevant, rückständig, exotisch oder partikular kategorisiert oder gar nicht erst wahrgenommen.[3] Dabei begann sich die soziale Basis der Kultur schon zu dieser Zeit zu erweitern, nur hatten das die Akteure im Zentrum der Diskurse noch nicht bemerkt. An immer mehr Stellen gewannen kommunikative und kulturelle Prozesse an Bedeutung, und exkludierte soziale Gruppen entwickelten ihre eigene Sprache, um selbstbewusst in die Diskurse einzugreifen. Der Aufstieg der Wissensökonomie, die zunehmende Kritik an der Heteronormativität und eine fundamentale Kulturkritik durch den Postkolonialismus eröffneten immer mehr Menschen die Möglichkeit, sich an öffentlichen Diskussionen zu beteiligen. Im Folgenden werde ich diese drei Phänomene genauer untersuchen. Um ihrer Komplexität gerecht zu werden, behandele ich sie auf unterschied-

2 »Heteronorm agierend« bedeutet hier, dass sich in der Öffentlichkeit alle an heterosexuelle Normen anpassten, unabhängig von der persönlichen sexuellen Ausrichtung.

3 Keine Ordnung ist jemals vollkommen geschlossen. Es gab auch hier Raum für Ausnahmen und kollektive Momente größerer kultureller Vielfalt. Jedoch blieb etwa die gesellschaftliche Öffnung Ende der zwanziger Jahre auf gewisse Milieus in den Großstädten beschränkt und war dementsprechend nur von kurzer Dauer.

lichen Ebenen: Den Aufstieg der Wissensökonomie schildere ich als strukturelle Veränderung der Arbeit; die Kritik der Heteronormativität rekonstruiere ich, indem ich die Entstehung und Wandlung der Schwulenbewegung in der BRD skizziere; und den Postkolonialismus nehme ich als Theorie in den Blick, die neue Begriffe der kulturellen Multiplizität und der Hybridisierung einführte, die nun die Kultur der Digitalität weit über die Grenzen des postkolonialen Diskurses hinaus und oftmals ohne jeden Bezug auf diesen beeinflussen.

Das Wachstum der Wissensökonomie

Anfang der fünfziger Jahre war der austroamerikanische Wirtschaftswissenschaftler Fritz Machlup in eine Studie zur politischen Ökonomie der Monopole vertieft.[4] Er befasste sich unter anderem mit Patenten und dem Urheberrecht. Ganz im Sinne der neoklassischen österreichischen Schule sah er beide als problematische, weil staatlich geschaffene Monopole an.[5] Je länger er sich insbesondere mit dem Patentwesen beschäftigte, desto weiter reichend erschienen ihm die Konsequenzen dieser Monopole. Er stellte fest, dass das Patentwesen mit etwas zusammenhing, das man als »Ökonomie der Erfindung« bezeichnen kann – schließlich mussten die patentierbaren Erkenntnisse überhaupt erst einmal hervorgebracht werden –, und diese war wiederum Bestandteil einer noch viel größeren Ökonomie des Wissens. Letztere umfasste die seit Roosevelts New Deal rasch wachsende Zahl staatlicher Behörden ebenso wie Bildungs-, Forschungs- und Entwicklungseinrichtungen, also Schulen, Universitäten und Firmenlabors. Aber auch der expandierende Mediensektor und jene Industrien, welche die technischen Infrastrukturen bereitstellten, gehörten dazu. Machlup fasste alle diese Institutionen und Bereiche unter dem von ihm eingeführten Begriff der »Wissensökonomie« zusammen. Gemeinsam war ihnen, dass wesentliche Aspekte der Tätigkeiten, die in ihnen verrichtet wurden, darin bestanden, anderen Menschen etwas mitzuteilen (*telling anyone anything*). Die Beschäftigten waren also nicht nur Rezipienten von Informationen oder Anweisungen, sondern kommunizierten in irgendeiner Weise selbst, und sei es nur als Sekretärin, die ein stenografiertes Diktat abtippte, bereinigte und weiterreichte. In seinem 1962 veröffentlichten Buch *The Production and Distribution of Knowledge in the United States* sammelte Machlup das empirische Material, um zu zeigen, dass die Wirtschaft in den Vereinigten Staaten in eine neue Phase eingetreten war, die sich durch Produktion, Austausch und Anwendung von abstraktem, kodifiziertem Wissen auszeichnete.[6] Diese Ansicht war zu jener Zeit nicht mehr ganz neu, aber sie war noch nie so empirisch detailliert und eingehend dargelegt worden.[7] Das Ausmaß dieser Wissens-

4 Machlup, Fritz (1952), *The Political Economy of Monopoly. Business, Labor and Government Policies*, Baltimore: Johns Hopkins University Press (online).

5 Machlup war Schüler Ludwig von Mises, des einflussreichsten Vertreters dieser radikal-individualistischen Schule. Siehe Hoppe, Hans-Hermann (1996), »Die Österreichische Schule und ihre Bedeutung für die moderne Wirtschaftswissenschaft«, in: Grüske, Karl-Dieter (Hg.), *Die Gemeinwirtschaft. Kommentarband zur Neuauflage von Ludwig v. Mises' »Die Gemeinwirtschaft«*, Düsseldorf: Verlag Wirtschaft und Finanzen, S. 65-90 (online).

6 Machlup, Fritz (1962), *The Production and Distribution of Knowledge in the United States*, New York: John Wiley & Sons (online).

7 Der Begriff des »knowledge worker« war bereits einige Jahre zuvor in

ökonomie erstaunte selbst Machlup: In seinem Buch ging er davon aus, dass bereits 43 Prozent aller Werktätigen in diesem Sektor beschäftigt seien. Diese hohe Zahl kam vor allem deshalb zustande, weil bis dato noch niemand auf die Idee gekommen war, die unterschiedlichen Bereiche als eine Einheit zu verstehen.

Machlups Kategorisierung war durchaus innovativ, denn die Dynamiken, die die von ihm zusammengeführten Bereiche vorantrieben, waren nicht nur sehr verschieden, sondern entstanden zunächst als integraler Teil der Entwicklung der industriellen Warenproduktion. Sie waren eher deren Verlängerung als ein Bruch mit ihr. So erweiterte und beschleunigte sich die Produktion und Zirkulation von Gütern schon während des 19. Jahrhunderts, wenn auch mit großen regionalen und sektoralen Unterschieden. Neue Märkte wurden geschaffen, um die in hoher Stückzahl hergestellten Waren absetzen zu können, neue Transport- und Kommunikationsinfrastrukturen wurden etabliert, um diese großen Märkte, meist in Form von nationalen Territorien (inklusive deren Kolonien), bedienen zu können. Das erlaubte es, noch größere Produktionsanlagen zu bauen, um so Kostenvorteile der Massenfertigung besser auszunutzen. Um diese komplexen Prozesse steuern zu können, entstanden neue Berufsfelder mit neuen Kompetenzen und Arbeitsbedingungen. Das Büro wurde zum Arbeitsplatz für eine immer größere Zahl von Personen, Männern und Frauen, die alle in der einen oder anderen Form etwas mit Informationsverarbeitung und Kommunikation zu tun hatten. Aber man benötigte nicht nur neue Management-

die Diskussion eingeführt worden. Vgl. Drucker, Peter (1959), *Landmarks of Tomorrow: A Report on the New*, New Jersey: Transaction Publishers.

techniken. Auch die Produktion und die Produkte wurden komplexer, so dass ganze Unternehmensbereiche restrukturiert werden mussten. Stammten die ersten entscheidenden Erfindungen im Zeitalter der Industrialisierung noch von mehr oder weniger gebildeten Tüftlern, so wurde im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts mit dem Industrielabor das Erfinden selbst institutionalisiert. In Deutschland steht Siemens (1847 als Telegraphen-Bauanstalt von Siemens & Halske gegründet) exemplarisch für diese Transformation. In einem halben Jahrhundert wurde aus dem Unternehmen in der sprichwörtlichen Werkstatt in einem Berliner Hinterhof ein multinationaler Hochtechnologiekonzern. In den um 1900 eingerichteten firmeneigenen Laboren fand die »Industrialisierung der Erfindung« beziehungsweise die »Verwissenschaftlichung der industriellen Produktion« statt.[8] Mit anderen Worten, auch die Abläufe in den Fabriken und die in ihnen hergestellten Güter wurden wissensintensiv. Ihre Erfindung, Planung und Herstellung verlangten nach einem ständig wachsenden Zubau an Tätigkeiten, den wir heute als Forschung und Entwicklung bezeichnen. Die Informatisierung der Ökonomie – die Beschleunigung der Massenproduktion, der umfassende Einsatz wissenschaftlicher Methoden der Arbeitsorganisation und die zentrale Rolle von Forschung und Entwicklung in der Industrie – wurde durch die in einem noch nie dagewesenen Maße industriell geführten Weltkriege enorm beschleunigt.

Ein weiterer wichtiger Faktor für die steigende Bedeutung

8 Ecker, Peter (1990), »Die Verwissenschaftlichung der Industrie: Zur Geschichte der Industrieforschung in den europäischen und amerikanischen Elektrokonzernen 1890-1930«, in: *Zeitschrift für Unternehmensgeschichte/Journal of Business History* 35/2, S. 73-94.

der Wissensökonomie war die Herausbildung der Konsumgesellschaft. Im Laufe des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts profitierten immer mehr Menschen vom wirtschaftlichen Wachstum, das die industrielle Revolution ausgelöst hatte, auch wenn es beachtliche regionale und soziale Unterschiede gab. Die Löhne stiegen, die primären Bedürfnisse waren weitgehend befriedigt, so dass eine neue soziale Schicht, die Mittelklasse, Teile ihres Einkommens anderweitig aufwenden konnten. Aber wofür? Die neuen Bedürfnisse mussten erst geweckt werden. Je mehr die Produktionskapazität zunahm, desto stärker musste sie von der Seite des Konsums her gedacht werden. Damit wurde die Wirtschaft nochmals auf eine andere Weise wissensintensiv. Es galt, die Interessen und Vorlieben der Konsumenten zu kennen, zu verstehen und zu stimulieren, um sie zum Kauf von Produkten, die sie nicht dringend benötigten, zu verleiten. Dieses Wissen erhöhte nun weniger die materielle oder logistische Komplexität der Güter oder ihrer Produktion, sondern es schlug sich in der umfangreicher werdenden Kommunikation durch und über diese Güter nieder. Die Anfänge dieser Entwicklung schilderte Émile Zola in seinem 1883 erschienenen Roman *Au bonheur des dames (dt.: Das Paradies der Damen)*, dessen Handlung er in die neue Welt des gleichnamigen, semifiktiven Kaufhauses verlegte. In der ersten Szene erblicken die junge Protagonistin Denise Baudu und ihr Bruder Jean, beide soeben aus der Provinz nach Paris gezogen, zum ersten Mal die kunstvoll arrangierten, durch allerlei Tricks von Licht, Spiegeln und Mannequins in Szene gesetzte Damenbekleidung in den Schaufenstern des Kaufhauses. Die Sinnlichkeit der inszenierten Waren ist so überwältigend, dass sie nicht nur beide verstummen, sondern Jean auch gleich »errötet«.

Es war die Ökonomie der Affekte, die Jean das Blut in die

Wangen trieb. Damals hatten die Strategien, mit denen man die Aufmerksamkeit der Kunden erregen wollte, noch keine wissenschaftlich-systematische Grundlage. Ähnlich wie die ersten Erfindungen im Zeitalter der Industrialisierung von Amateuren gemacht wurden, entwickelte sich auch die Ökonomie der Affekte eher intuitiv und graduell denn geplant oder als bewusster Paradigmenwechsel. Dass man Affekte durch gezielte Kommunikation ansprechen und lenken kann, war die bahnbrechende Entdeckung des Austro-Amerikaners Edward Bernays. In den zwanziger Jahren verband er die Ideen seines Onkels Sigmund Freud[9] zu den unbewussten Triebkräften mit soziologischen Forschungsmethoden der Meinungsumfrage per Fragebogen zu einer neuen Disziplin: der Marktforschung. Sie wurde zur wissenschaftlichen Grundlage eines neuen Tätigkeitsfeldes, das er zunächst Propaganda, später dann Public Relations nannte.[10] Öffentliche Kommunikation, sei es für ökonomische oder politische Zwecke, wurde nun auf ein systematisches Fundament gestellt, welches sich immer weiter von der reinen »Informationsvermittlung« ablöste. Kommunikation wurde zu einem strategischen Feld für unternehmerische und politische Auseinandersetzungen und die Massenmedien zum Ort der Handlung. Zwischen 1880 und 1917 schnellten etwa die kommerziellen Werbeausgaben in den Vereinigten Staaten um mehr als 800 Prozent in die Höhe, und die führenden Werbefirmen machten mit denselben Mitteln, mit denen sie die Produkte ihrer Kunden anpriesen, dem heimischen Publikum erfolgreich den Eintritt der USA in den

9 Edward Bernays war der Sohn von Sigmund Freuds Schwester Anna und Ely Bernays, dem Bruder von Freuds Frau, Martha Bernays.

10 Bernays, Edward L. (1928), *Propaganda*, New York: Horace Liverlight.

Ersten Weltkrieg schmackhaft. Eine Medienindustrie im modernen Sinn entstand, die mit dem rasch wachsenden Markt für Werbung expandierte.[11]

In seinen Arbeitsmarktuntersuchungen führte Machlup Anfang der sechziger Jahre diese bisher getrennt voneinander betrachteten Entwicklungen zusammen und erklärte so die Existenz einer bereits weit fortgeschrittenen Wissensökonomie in den USA. Seine Thesen fielen auf äußerst fruchtbaren Boden, denn auch in anderen Bereichen der Wissenschaft hatte ein Umdenken stattgefunden. Die Kybernetik hatte beispielsweise wenige Jahre zuvor die Begriffe »Information« und »Kommunikation« zum ersten Mal wissenschaftlich präzise, wenn auch eigenwillig definiert und ihnen einen zentralen Stellenwert in allen wissenschaftlichen Disziplinen, ja im Leben überhaupt, zugeschrieben.[12] Machlups Untersuchung schien dies für die Wirtschaft zu bestätigen, denn in der Wissensökonomie ging es ja primär um Informationen und Kommunikation. Dass wissensbasierte Tätigkeiten in der Wirtschaft immer wichtiger werden, ist seither in einer unüberblickbaren Zahl von Analysen, Formeln und Slogans wiederholt, verändert, präzisiert und kritisiert worden. In den siebziger Jahren geschah dies vor allem unter dem Begriff der »nachindustriellen Gesellschaft«,[13] in den achtziger Jahren unter dem der

11 Beniger, James (1986), *The Control Revolution: Technological and Economic Origins of the Information Society*, Cambridge, MA: Harvard University Press, S. 350.

12 Wiener, Norbert (1965), *Kybernetik: Regelung und Nachrichtenübertragung im Lebewesen und in der Maschine*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

13 Bell, Daniel (1975), *Die nachindustrielle Gesellschaft*, Frankfurt a. M./New York: Campus.

»Informationsgesellschaft«[14] und in den neunziger Jahren zunehmend unter dem der »Netzwerkgesellschaft«,[15] um nur einige der populärsten Konzepte zu nennen. Allen diesen Ansätzen ist gemein, dass sie einen umfassenden gesellschaftlichen Wandel diagnostizieren, der die Gewichte, etwa in Bezug auf ökonomische Wertschöpfung oder auf die Schaffung von Arbeitsplätzen, von produktiven hin zu kommunikativen Tätigkeiten verschiebt. Entsprechend setzen sie voraus, dass man weiß, wie sich Erstere von Letzteren unterscheiden lassen. Das ist aber nicht unproblematisch, weil beide in der Praxis meist eng miteinander verwoben sind. Wer behauptet, in unserer Gesellschaft träten kommunikative Tätigkeiten an die Stelle industrieller Produktion, nimmt zudem eine äußerst verengte Sichtweise ein. Fabrikjobs sind nicht einfach verschwunden, sie wurden nur teilweise aus den westlichen Nationen ausgelagert. Darüber hinaus lässt sich die Behauptung, bei kommunikativen Tätigkeiten handele es sich um »höherwertige Tätigkeiten«, kaum mit der Realität vieler neuer »Servicejobs« in Einklang bringen, die besonders im untersten Lohnsegment geschaffen werden.[16] Die Kritik hat aber der Wirksamkeit dieser Analyse, zumal der politischen, keinen Abbruch getan, denn sie liefert bis heute, mehr oder weniger direkt, nicht nur eine Beschreibung eines Zustands. Sie enthält auch eine politische Handlungsanweisung, impliziert sie doch oder fordert direkt dazu auf, genau die

14 Nora, Simon und Alain Minc (1979), *Die Informatisierung der Gesellschaft*, Frankfurt a. M./New York: Campus.

15 Castells, Manuel (2004), *Das Informationszeitalter*, Bd. 1, *Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft*, Opladen: Leske + Budrich.

16 Kübler, Hans-Dieter (2009), *Mythos Wissensgesellschaft: Gesellschaftlicher Wandel zwischen Information, Medien und Wissen: eine Einführung*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

von ihr beschriebenen Bereiche als die zukunftsträchtigen zu fördern und den gesellschaftlichen Umbau entsprechend voranzutreiben. Auf diese Weise ist seit den siebziger Jahren ein Rückkoppelungsprozess zwischen wissenschaftlicher Analyse und politischen Programmatiken entstanden. Oftmals lässt sich zwischen beiden kaum mehr unterscheiden. Gerade in England und den USA wurde die ökonomische Transformation in den achtziger Jahren nachdrücklich und mit politischem Kalkül (Schwächung der Gewerkschaften) forciert.

Zwischen den Entwicklungen, die man in den siebziger Jahren mit dem Begriff der »nachindustriellen Gesellschaft« bezeichnete, und denjenigen, die man seit den neunziger Jahren als »Netzwerkgesellschaft« beschreibt, gibt es allerdings wichtige Unterschiede, auch wenn mit beiden Begriffen die gestiegene Bedeutung von Informationen, Wissen und Kommunikation hervorgehoben werden soll. Die für die Kultur der Digitalität wichtigsten sind die Flexibilisierung von wirtschaftlichen Aktivitäten im Allgemeinen und Beschäftigungsverhältnissen im Besonderen sowie der Abbau der sozialen Sicherungssysteme. Beides spielte für die Analysen in den frühen siebziger Jahren kaum eine Rolle. Die seitdem eingetretene Entwicklung lässt sich auf zwei scheinbar völlig unterschiedliche Strömungen zurückführen. Zunächst wurde Flexibilität im Namen einer Kritik am Wertesystem der bürokratisch-bürgerlichen Gesellschaft (inklusive der traditionellen Organisation der Arbeiterschaft) eingefordert. Sie ging von den Neuen Sozialen Bewegungen aus, die sich in den späten sechziger Jahren formiert hatten. Später, gegen Ende der siebziger Jahre, gehörte sie dann zu den zentralen Punkten der neoliberalen Kritik am Wohlfahrtsstaat. Mit völlig verschiedenen Motiven priesen beide Autonomie und Spontanität und lehnten die Disziplin in der hierarchischen Organisation ab. Anstatt

Anpassung an vorgegebene Rollen verlangten sie Individualität und Diversität. Experimente, Offenheit für Neues, Flexibilität und Veränderung wurden nun als positiv besetzte Grundwerte etabliert. Beide Bewegungen operierten mit dem attraktiven Begriff der persönlichen Freiheit, wobei die Neuen Sozialen Bewegungen diesen in einem sozialen Sinn als Freiheit der Persönlichkeitsentfaltung und des Zusammenlebens verstanden, die neoliberale Politik ihn hingegen in einem ökonomischen Sinn als Freiheit des Marktes begriff. In den achtziger Jahren setzten sich die neoliberalen Ideen durch, auch weil einige der von den Neuen Sozialen Bewegungen propagierten Werte, Verfahren und Methoden aus ihrem politischen Kontext gelöst und herangezogen wurden, um dem Kapitalismus einen »neuen Geist« einzuhauchen und die Industriegesellschaft so aus der Krise zu führen.[17] Ein Heer von Managementberatern, Umstrukturierungsexperten und neuen Unternehmern begann für flache Hierarchien, Eigenverantwortlichkeit und Innovation zu werben und machte sich daran, große Betriebe in kleine, flexible Einheiten umzugestalten. Arbeit und Freizeit sollten nicht länger getrennt, alle Aspekte einer Person in die Arbeit eingebunden werden. Die persönliche Identifikation jedes Einzelnen mit seinem Beruf galt nun als Voraussetzung für den wirtschaftlichen Erfolg im neuen Kapitalismus. Größere Unternehmen wurden restrukturiert, so dass sich ganze Abteilungen als eigenständige »profit centers« wiederfanden. Dies geschah unter der Maßgabe, mehr Spielraum zu ermöglichen und den Unternehmergeist auf allen Ebenen zur Entfaltung zu bringen mit dem Ziel, die Wertschöpfung zu erhöhen und dem Management bessere

17 Boltanski, Luc und Ève Chiapello (2003), *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz: UVK.

Durchgriffsmöglichkeiten an die Hand zu geben. Diese Maßnahmen schufen ebenfalls den Bedarf nach Computern und deren Vernetzung. Große Konzerne reagierten mit diesen Schritten auch darauf, dass es immer mehr hochgradig spezialisierten kleineren und mittleren Unternehmen durch Vernetzung und Kooperation mit anderen Firmen gelang, schnell und flexibel die Nischen auf den expandierenden globalen Märkten auszunutzen. »Firmennetzwerke« und »flexible Spezialisierung« waren die diesbezüglichen Stichworte in der Managementliteratur jener Zeit, der achtziger Jahre.[18] Schon Mitte der neunziger Jahre konnte der Soziologe Manuel Castells resümieren, dass die eigentliche produktive Einheit nicht mehr das Unternehmen sei, sondern das Netzwerk, bestehend aus Firmen oder Firmenteilen unterschiedlicher Größe. Der entscheidende Vorteil des Netzwerks sei, dass es seine Elemente und deren Konfiguration den rasch wechselnden Anforderungen des »Projekts« anpassen könne.[19] Abgesehen von einigen Ausnahmen fungierten Unternehmen in ihren traditionellen Formen vor allem als strategische Steuerungszentralen und ökonomische sowie juristische Einheiten.

Dieser ökonomische Strukturwandel war bereits weit fortgeschritten, als das Internet um die Jahrtausendwende den Sprung zum Massenmedium schaffte. Die Folge war, dass sich der Wandel radikalisierte und in immer weitere Bereiche der Wertschöpfung vordrang. Die politische Pragmatik orientierte sich an der Vision der *creative industries*, welche die 1997

18 Piore, Michael und Charles Sabel (1985), *Das Ende der Massenproduktion. Studie über die Requalifizierung der Arbeit und die Rückkehr der Ökonomie in die Gesellschaft*, Berlin: Wagenbach.

19 Castells, *Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft*, Bd. 1. Zur kritischen Einschätzung Castells siehe Stalder, Felix (2006), *Manuel Castells and the Theory of the Network Society*, London: Polity Press.

neu gewählte britische Regierung unter Tony Blair entwickelte. Die umgehend eingerichtete Creative Industries Task Force identifizierte im ersten Schritt »jene Tätigkeiten, die ihren Ursprung in individueller Kreativität, Können und Talent und die ein Potenzial für die Schaffung von Wohlstand und neuen Arbeitsplätzen durch die Schöpfung und Nutzung von geistigem Eigentum haben.«[20] Ähnlich wie Machlup zu Beginn der sechziger Jahre fasste die Task Force bestehende Bereiche zu einer neuen Kategorie zusammen. Dazu zählten: Werbung, Computerspiele, Architektur, Musik, Kunst und Antiquitäten, darstellende Künste, Kunsthandwerk, Verlage, Design, Software und Computerdienstleistungen, Mode, Radio und Fernsehen sowie Film und Video. Diese wurden unter den Gesichtspunkten Wertschöpfung und Arbeitsplätze ins Blickfeld der Politik gerückt. Nicht zuletzt aufgrund geschickter Kategorienbildung – ein Unterschied zwischen der übermächtigen, öffentlich-rechtlichen BBC und Kleinstunternehmern in prekären Verhältnissen wurde nicht gemacht – konnte man verkünden, dass die *creative industries* nicht nur einen relevanten Teil zur nationalen Wirtschaftsleistung beitrügen, sondern dass dieser Sektor auch ganz besonders schnell wachse. In London, so hieß es, entstehe sogar schon jeder fünfte neue Arbeitsplatz in der Kreativindustrie. Dass viele davon verglichen mit traditionellen Anstellungsverhältnissen hinsichtlich Gehalt, sozialer Absicherung und Perspektive eine deutliche Schwächung der Arbeitnehmerposition (die nun als Einzelunternehmer auftraten) bedeuteten, wurde entweder nicht berücksichtigt oder explizit als Zeichen der besonderen Dyna-

20 »UK creative industries mapping document«, 1998, zitiert nach: Flew, Terry (2012), *The Creative Industries: Culture and Policy*, Los Angeles: SAGE, S. 9-10.

mik gedeutet.[21] Die Vorstellung, individuelle Kreativität spiele als Motor der Wirtschaft eine zentrale Rolle, erhielt Anfang des neuen Jahrtausends zusätzlichen Schwung, als der Soziologe und Berater Richard Florida die Kreativen zum Schlüssel für die Zukunft der Städte erhob und gar vom Aufstieg der »kreativen Klasse« sprach. Die Voraussetzungen, die erfüllt sein müssten, damit sich diese Quelle des Wohlstands anzapfen lässt, brachte er auf die für städtische Beamte einfach zu begreifende Formel: »Technologie, Toleranz, und Talent«. Talent, so definierte es Florida, fuße auf individueller Kreativität und Bildung und zeige sich in der Fähigkeit, neue Jobs zu generieren, womit er Talent gleich zum zentralen Element des Wirtschaftswachstums erklären konnte.[22] Um diese Ressource zu »entfesseln«, brauche es neben Technologie vor allem Toleranz, das heißt »eine offene Kultur – eine, die nicht diskriminiert, die Menschen nicht in enge Schubladen zwingt, die es uns ermöglicht, wir selbst zu sein, und die verschiedene Formen der Familie und der menschlichen Identität zulässt«.[23]

21 Parallel zum Aufstieg der *creative industries* als politischem Hoffnungsträger entstand auch ein kritischer Diskurs zu ihnen. Zu den Ersten, die auf die weiter verbreitete Prekarisierung in diesem Bereich aufmerksam machten, gehörte McRobbie, Angela (1998), *British Fashion Design: Rag Trade or Image Industry*, New York: Routledge.

22 Diese Definition entbehrt nicht einer gewissen Tautologie, denn Wirtschaftswachstum beruht auf Talent, das dadurch definiert ist, dass es neue Arbeitsplätze, also Wirtschaftswachstum, schafft. Gleichzeitig findet eine enorme Verengung des Begriffs »Talent« statt. Alles, was nicht neue Arbeitsplätze schafft, hat angeblich nichts mit Talent oder Kreativität zu tun, beziehungsweise alle Formen von Kreativität werden nach einem gemeinsamen Kriterium gemessen und vergleichbar gemacht.

23 Florida, Richard (2005), *Cities and the Creative Class*, New York: Routledge, S. 7.

Sozialstaatliche Absicherung Einzelner hielt man für überholt. Kollektive Institutionen, die für eine gewisse Stabilität in der Lebensführung hätten sorgen können, wurden nicht berücksichtigt oder galten als bürokratische Hindernisse. Das mehr oder weniger direkt ausgesprochene Rollenmodell war der individuelle Künstler, verstanden als Einzelunternehmer, eine Art massentaugliches Genie. Für Florida stellte sich als zentrales Problem, dass seinen Berechnungen zufolge nur etwa ein Drittel der Menschen in US-amerikanischen und europäischen Städten im »kreativen Sektor« arbeiteten, während die angeborene Kreativität aller anderen brachliege. Bis heute dient der Begriff »Kreativindustrie« zusammen mit dem Verweis auf die neuen Möglichkeiten, die das Internet bietet, als Legitimation für die Anstrengung, alle wirtschaftlichen Bereiche hinsichtlich der Anforderungen einer Wissensökonomie umzustrukturieren und das Netzwerk gegenüber der Institution zu privilegieren. In Zeiten des Sozialabbaus und leerer öffentlicher Kassen, besonders in den Kommunen, wurde diese Botschaft gerne angenommen und als »Arm, aber sexy« von einem Bürgermeister, der als erster offen bekennender schwuler Spitzenpolitiker in Deutschland die Toleranz für die Diversität von Lebensformen exemplarisch verkörperte, gar zum Leitspruch erhoben. Alle sollten sich daranmachen, ihre eigene Kreativität zu verwerten, und so neue Nischen und Möglichkeiten der Monetarisierung entdecken – eine Zauberformel, die neuen Schwung in die Städte bringen sollte. Kaum eine Stadt in Europa kommt heute ohne einen Kreativwirtschaftsbericht aus, und fast alle diese Berichte zitieren, direkt oder indirekt, Richard Florida.

Wie schon im Kontext der Wissensökonomie, so vermengen sich auch in Bezug auf die *creative industries* messbarer gesellschaftlicher Wandel, Wunschdenken und politische Program-

matik in einer Weise, die es unmöglich macht, eine eindeutige, kausale Ursache für diese Entwicklung zu bestimmen. Wichtig sind die Folgen. Die Anforderungen in der Arbeitswelt haben sich in den letzten zwei Generationen tiefgreifend verändert. Höhere Bildung und die Fähigkeit, sich selbstständig neues Wissen anzueignen, werden in zunehmendem Maße als Qualifikation und Persönlichkeitsmerkmal gefordert und vorausgesetzt. Die gewünschte oder erzwungene Flexibilisierung der Arbeit, die Kooperation über institutionelle Grenzen hinweg, die Entgrenzung der Arbeit, aber auch die Erosion kollektiver Sicherungsmodelle verlagern viele Tätigkeiten, die einst in klar umrissenen institutionellen oder persönlichen Räumen stattfanden, in einen neuen Zwischenraum, der weder privat noch öffentlich im klassischen Sinne ist. Dies ist der Raum der Netzwerke, der Gemeinschaften, der informellen Kooperation sowie des Tauschens und Teilens, ermöglicht durch die inzwischen allgegenwärtige digitale Kommunikation. Er lässt es immer mehr Menschen selbstverständlich erscheinen, sich – ob nun freiwillig oder nicht – als Produzenten von Informationen, Wissen, Können und Bedeutung zu betätigen. Und da er auf vielfältige Weise sowohl mit dem Raum des marktförmigen Austauschs als auch mit dem der bürgerlich-politischen Öffentlichkeit verbunden ist, hat er auf beide nachhaltige Auswirkungen. Dieser Zwischenraum wird umso wichtiger, je mehr Menschen sich für ihre ökonomische Absicherung nicht mehr auf hergebrachte Institutionen verlassen wollen oder können. Denn in ihm können und müssen persönliche, digitalbasierte Netzwerke als Alternativen aufgebaut werden, unabhängig davon, ob sie sich als langfristig tragfähig erweisen werden. Als Folge davon drängen aber immer mehr Akteure mit ihren eigenen Bedeutungsansprüchen aus dem privat-persönlichen Raum in diesen neuen Zwischenraum.

Dies ist bereits so selbstverständlich und normal geworden, dass der, der in diesem Zwischenraum – der dabei ist, zum sozialen Hauptraum zu werden – nicht aktiv ist, also kein öffentlich einsehbares Profil in den sozialen Massenmedien wie Facebook hat oder sich nicht als Informations- und Bedeutungsproduzent positioniert und online so unauffällig ist, dass eine Suchmaschinenanfrage nach seinem Namen keine Resultate liefert, inzwischen negativ auffällt (oder, viel seltener, gerade durch diese Absenz an Status gewinnt).

Die Erosion der Heteronormativität

Keine Frage, die professionelle Mittelklasse ist in diesem mal mehr, mal weniger öffentlichen Raum der andauernden Produktion sozialer Bedeutung (und deren Verwertung) überrepräsentiert.[24] Es wäre jedoch kurzsichtig, diejenigen, die Autonomie verlangen und die Anerkennung von Individualität und gesellschaftlicher Vielfalt fordern, auf ihre Funktion als Stichwortgeber für den neuen Geist des Kapitalismus zu

24 So kommt eine Studie zu dem Schluss, dass sich trotz Massenpartizipation eine »neue Form der kommunikativen Elite [entwickelt], nämlich digital und technisch versierte AkteurInnen, die sich auf diesem Wege informieren und austauschen und in der Art Einfluss nehmen. Für sie stellen die Möglichkeiten der Plattformen vor allem eine Erweiterung an nützlichen Werkzeugen dar. Die Verbreitung digitaler Technologie vereinfacht es also vor allem, versierten, gut vernetzten Individuen ihre Nachrichten einfacher zu vermitteln – und senkt für diese Personengruppen die Schwelle für eine aktive Teilnahme« (Bauer, Michael [2013], »Digitale Technologien und Partizipation«, in: Landler, Clara, Peter Parycek und Matthias C. Kettemann (Hg.), *Netzpolitik in Österreich. Internet. Macht. Menschenrechte*, Krems: Donau-Universität Krems, S. 224 [online]).